Unter General Hindenburg's Kommando.

Aus den Tagebüchern eines österreichischen Kavallerieoffiziers. — Die deutsch-österreichische Kameradschaft. — Die Hindenburgsche Rochade. — 10,000 Gefangene an einem Tage.

Ein junger österreichischer Kavallerieoffizier, der vom nördlichen Kriegsschauplatz nach Wien zurückgekehrt ist, hatte die Liebenswürdigkeit, aus seinen Tagebuchaufzeichnungen verschiedene interessante Momente aus seinen unter dem Oberkommando des Heldengenerals Hindenburg mitgemachten Schlachten zu schildern. Der junge, schneidige österreichische Reiteroffizier ist voll Bewunderung für die Leistungen der österreichischen und der verbündeten Truppen, die dieselben vielleicht in der ganzen Kriegsgeschichte nicht haben, und ist voll Zuversicht auf den endgültigen Sieg unserer Waffen gegen den an Zahl weitaus überlegenen russischen Gegner. Nachstehend, was der Offizier erzählt:

Eine Defilirung vor Hindenburg.

Am 9. Oktober erhielt unsere Kavallerie-Truppen-Division den Befehl, von Zawichost über Radom weiter nach Norden zu marschieren. Das Wetter war sehr schlecht, es regnete unaufhörlich; die Märsche waren beschwerlich und stellten an unsere Truppen große Anforderungen. In Radom wurde uns das Glück zu Theil, den großen General Hindenburg, unter dessen Oberkommando unsere Division gestellt worden war, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Der Generalfeldmarschall — damals noch Generaloberst — ließ unsere Truppen, umgeben von seinem Stabe, an sich vorbeidefiliren, und an seinen Mienen konnten wir erkennen, welche Befriedigung er über das vorzügliche Aussehen und den herrlichen Geist unserer Truppen hatte. Seine Excellenz sprach auch uns gegenüber diese seine Bewunderung offen aus. General Hindenburg ist ein wenig beleibt, groß gewachsen und von einem äußerst sympathischen, frischen Aussehen. Er macht den Eindruck großer Jovialität. Immer die Cigarrette in der Hand, brachte er seine Zufriedenheit stets von Neuem durch Nicken mit dem Kopfe zum Ausdruck, und sprach auch unserm Kommandanten gegenüber, nachdem dieser die Meldung erstattet hatte, wiederholt seine außerordentliche Zufriedenheit und Bewunderung für die österreichisch-ungarischen Truppen aus.

Wir hatten in Golembiowka Wola, in der Nähe von Radom, Aufenthalt, doch war derselbe nur von kurzer Dauer, und in Eilmärschen ging es dann in der Richtung gegen Warschau. Das charakteristische Merkmal längs der Straßen, die wir zu passiren hatten, waren die von den Russen errichteten äußerst starken, fortartig angelegten Feldbefestigungen, vielfach Drahtverhaue nebst Deckungen, in denen sich zahlreiches zurückgelassenes Kriegsmaterial vorfand. Maschinengewehre, Munitionskisten, Gewehre, Monturen fanden wir dort, und unsere Leute nahmen davon so viel mit, als Jeder ohne Beschwerde als Andenken mitnehmen konnte. Diese Vertheidigungslinien wiederholten sich in Entfernungen von circa 15 Kilometer. Die Straßen sind zur besseren Bestreichung mit Feuer vollkommen rasiert, die Randbäume gekappt, einzelne Gehöfte und Häuser, welche den Ausschuß behindern, niedergelegt.

Die Kämpfe an der Bzura und an der Warthe.

Bei Sochaczew hatte unsere Division schwere und heftige Kämpfe zu bestehen. Hier trat eine deutsche Kavalleriedivision in den Verband unserer österreichisch-ungarischen Kavallerie. Kaum war unsere Vereinigung erfolgt, so machte sich das „Vorrücken" einer neuen russischen Armee fühlbar, welche aus dem Raume zwischen Nowogeorgiewsk und Warschau in unsere linke Flanke vorbrach. In der Früh gegen 5 Uhr war die Division zum Abmarsch beim Herrenhause Strugi gestellt und bekam den Befehl, gegen Sochaczew vorzugehen und den Ort in Besitz zu nehmen. Es war am 18. Oktober um 3 Uhr Nachmittags, als unsere Patrouillen meldeten, daß Sochaczew vom Feinde frei sei, daß jedoch nördlich der Bzura sich starke feindliche Kräfte eingegraben hätten, und daß sich aus östlicher Richtung starke Kavallerie im Vormarsche befinde. Der Divisionär entschloß sich, den Gegner anzugreifen, und gab die entsprechenden Befehle; um ungefähr ¾4 Uhr kamen wir darauf nach Sochaczew. Knapp vor dem Ort saß die Division ab und entwickelte sich die Vorrückung auf den festen Punkt. Eines unserer Feldjägerbataillone bildete hierbei die Vorhut, überschritt nördlich der Stadt die von den Russen theilweise verbrannte, mit dem Reste für uns jedoch noch immer benützbare Bzurabrücke und setzte sich in den Besitz des gegenüberliegenden Ufers. Im weiteren Verlaufe des Nachmittags stießen wir dann, indem wir den Angriff in nördlicher Richtung fortsetzten, auf die vorher gemeldete starke russische Infanterie, welche uns sofort unter glücklicherweise schlecht gezieltes Maschinengewehrfeuer nahm. Die Russen hatten sich eingegraben und schienen den Punkt unbedingt halten zu wollen. Angedeutetermaßen konnten wir jedoch bemerken, daß sie weniger auf gut gezieltes als auf Massenfeuer setzen. Von den Gefangenen wurde dann auch unsere Beobachtung bestätigt, daß die Methode beim Schießen bei ihnen meist die ist, vollkommen gedeckt im Schützengraben zu sitzen oder zu liegen und einfach die Karabiner oder Gewehre in die Luft abzufeuern, ohne daß der Mann ein bestimmtes Ziel vor sich hat. Die Wirkung dieses Feuers belästigt aber meist nur die Reserven, welche oft nicht gut in Deckung zu bringen waren. Doch dies nur nebenbei. Nach einem kurzen, heftigen Kampfe, der ungefähr eine halbe Stunde dauerte, mußten wir uns nun zurückziehen, da uns die inzwischen aufgefahrene russische Artillerie unter ein heftiges Schrapnellfeuer nahm. Der Rückzug konnte aber in aller Ruhe bewerkstelligt werden, da wir bald in den Schutz der Häuser des Ortes kamen.

Von einer Patrouille, die wir vorausgeschickt hatten, wurde auch hier konstatirt, daß die Russen in puncto Nachrichtendienst mit den raffinirtesten Mitteln arbeiten. So fanden wir eine von dem vorher erwähnten Ufer der Bzura durch den Fluß gelegte Telephonleitung, mittels derer man unsere Stellungen verrieth. Das Telephon war von Civilpersonen, die man ursprünglich nicht beachtet hatte, bedient worden; man kam jedoch darauf, und ich kann versichern, daß sie kaum mehr Gelegenheit haben werden, dem Feinde solche Dienste zu erweisen.

Sochaczew bildet den Typus einer schmutzigen russischen Stadt. Der Ort hat ungefähr 7000 Einwohner, von denen viele geflüchtet sind. Die zurückgebliebene jüdische Bevölkerung kam uns sehr freundlich entgegen und unterstützte uns in jeder erdenklichen Weise. Es war rührend, zu sehen, wie die Leute von den knappen Mitteln, die sie selbst hatten, alles Nöthige unsern Truppen zur Verfügung stellten. Sie betheuerten; daß sie keinen anderen Wunsch haben, als der russischen Herrschaft endlich los zu werden und unter unser Scepter zu kommen.

Von Sochaczew marschirten wir unter fortwährenden schweren Gefechten an die Warthelinie, wo wir durch längere Zeit hartnäckigen Widerstand leisteten, um das Nachdrängen des Feindes zu verhindern und die Bewegungen der eigenen Armee zu erleichtern, die denn auch vollkommen glatt vor sich gingen. Das Terrain an der Warthe ist überaus ungünstig, der Boden ist flach und sandig; die Ortschaften sind sehr spärlich, die Gegend fast gar nicht kultivirt, die Bevölkerung sehr arm. Stellenweise giebt es große Sümpfe. Die Ortschaften zeichnen sich dadurch aus, daß alle Häuser nur in der Küche einen Ofen haben, und bei der bitteren Kälte und den starken Nordostwinden, die seit mehreren Tagen eingesetzt haben, litten wir ziemlich. An der Warthe wurden wir hauptsächlich von überaus starker russischer Gardekavallerie und Kosaken belästigt. Wir hatten dort ungefähr ⅔ russische Kavallerieregimenter gegen uns, welche die Linie forcirten und uns vom rechten Ufer auf das linke abdrängen wollten. Es gelang uns jedoch, dem Feinde hier einen längeren Aufenthalt zu bereiten, und wir fügten ihm große Verluste bei.

Zusammen mit den deutschen Kameraden.

Am 27. Oktober kamen wir in Warta selbst, einem kleinen, hübschen Städtchen an der Warthe, an. Hier erfuhren wir, daß zwei sächsische Kavalleriedivisionen zu der unsrigen gestoßen seien, und traten von diesem Augenblick an unter das Kommando eines preußischen Generals der Kavallerie. Der Verkehr mit den preußischen Offizieren, mit denen wir nun in engste Fühlung kamen, war ein äußerst herzlicher und kameradschaftlicher. Auch die Mannschaften freundeten sich gegenseitig an. Die Kameradschaft wurde besonders dadurch gefördert, daß bei den beiderseitigen Kommandostellen sich sogenannte „Verbindungsoffiziere" mit größeren Patrouillen befanden, welche die Verbindung zwischen den einzelnen österreichisch-ungarischen und deutschen Gruppen während des Gefechtes oder während des Marsches herzustellen haben. Die deutschen Kameraden waren voll Bewunderung für die herrlichen Leistungen unserer braven Truppen, aber auch wir spendeten den deutschen Soldaten uneingeschränktes Lob.

Vor Warta zogen wir uns Ende Oktober in westlicher Richtung kämpfend zurück und erhielten den Befehl, ein Vordringen des Gegners über die Linie Kalisch-Kolo um jeden Preis zu verhindern. Dieser Aufgabe wurden wir auch vollkommen gerecht, indem wir durch fortwährendes Manövriren unter Unterstützung einer preußischen Infanteriebrigade Kalisch und die nördlich davon gelegenen Gegenden schützen konnten.

Der russische Rückzug nach der großartigen Hindenburg'schen Rochade.

Inzwischen vollzog sich die gewaltige Rochade der Armee Hindenburg; die Armee, die in dem Raum Wielun-Nowaradomsk stand, verschob sich nämlich während dieser Zeit auf der Linie Ostrowo-Pleschen nach Thorn. In dem Augenblick, wo die Verschiebung beendet war, gingen wir in genau östlicher Richtung, und zwar wieder in der Direktion Warta, los. Der Feind, der inzwischen von der Umgehung erfahren hatte, leistete an einzelnen Punkten verzweifelten Widerstand. Am 14. November kam es zur bekannten Schlacht von Kutno. Wir selbst waren an diesem Tage ungefähr 50 Kilometer von dort entfernt, erfuhren aber bereits am Abend das Resultat des Kampfes, der damit endete, daß 25,000 Russen gefangengenommen, 19 Geschütze und 70 Maschinengewehre erbeutet worden waren. Am 16. November erreichten wir die Warta in der Meinung, dort heftigen Widerstand des Gegners zu finden. Wir waren daher sehr erstaunt, von unseren Patrouillen zu erfahren, daß der Gegner noch in der Nacht seine äußerst stark befestigten Positionen verlassen hatte, und daß dieser Rückzug der Russen sich so fluchtartig vollzog, daß sie nicht einmal Zeit nehmen konnten, Brücken und Stege zu zerstören. Wir fanden auch am Fluße selbst mehrere hundert Trainfuhrwerke, vollbeladen mit werthvollem Material, die so in unsern Besitz kamen.

Wir bekamen den Befehl, noch an demselben Tage auf Pabienice südöstlich von Lodz vorzustoßen und den Feind im Rückzug möglichst stark zu belästigen. Inzwischen war aber der Gegner so furchtbar eilig zurückgewichen, daß selbst unsere Patrouillen ihn nicht mehr erreichen konnten.

Gefangene Russen.

Auf der Verfolgung des Feindes.

Am 17. November um 2 Uhr Nachts erreichten wir Szadek, einen kleinen Ort südöstlich von Lodz, und nächtigten sechs Kilometer östlich dieser Stadt. In der Früh stellte sich heraus, daß etwa einen Kilometer von uns entfernt ein russisches Infanterieregiment Quartier genommen hatte. Beim Morgengrauen zog sich dieses Infanterieregiment, als wir uns zu seiner Verfolgung anschickten, ebenfalls fluchtartig zurück und bezog in einer Entfernung von ungefähr fünf Kilometern eine bereits vorbereitete, gedeckte Schützenstellung. Noch an diesem Tage kam es zu heftigen und schweren Kämpfen, in welchen die Kavalleriedivision X. in den umliegenden Wäldern zahlreiche Gefangene machte — die Russen ergaben sich zum größten Theil freiwillig. Sie warfen die Gewehre und Bajonette und baten mit aufgehobenen Händen, gefangen genommen zu werden, da sie den Hunger und die Strapazen nicht länger ertragen könnten.

Zur Nächtigung zogen wir uns an diesem Tage etwa zehn Kilometer zurück und kamen um ungefähr 12 Uhr Nachts in unsere Quartiere. Schon zwei Stunden später waren die Trains mit unseren Küchen da, und nach einer weiteren Stunde nahmen wir, freilich wohl zu sehr ungewohnter Zeit, das Mittagessen ein. Wir konnten uns jedoch nicht lange der Ruhe hingeben, denn schon um 5 Uhr Morgens setzte heftiger Kononendonner ein, der uns zwang, auf das Schlachtfeld zurückzukehren.

Am 18. November um 6 Uhr Früh war die Division in einem kleinen Orte östlich von Szadek gestellt und griff mit ihrer reitenden Artillerie sofort in das Gefecht ein. Der Gegner leistete hier hartnäckigen Widerstand und überschüttete uns, da er uns durch Zufall entdeckt hatte, mit heftigem Schrapnellfeuer, dem wir aber geschickt auswichen, um unnütze Verluste zu sparen. Inzwischen rückte unser braves Jägerbataillon X. wie immer mit großem Elan und seltener Schneid vor und warf einzelne Theile des Feindes fluchtartig zurück. Doch war der Gegner heute zäher als je und grub sich nach einigen hundert Schritten immer wieder ein. Um 11 Uhr Vormittags ungefähr setzte ein heftiges Schneetreiben ein. Das Gefecht blieb bis circa 3 Uhr Nachmittags stationär; es war erbittert geführt worden. Um 4 Uhr wurde es durch eine in unserer rechten Flanke auftauchende feindliche Kavalleriedivision insofern beeinflußt, als wir uns um circa fünf Kilometer in nordwestlicher Richtung zurückziehen mußten, da auch in der Gegend von Jdunska Wola mehrere feindliche Batterien auffuhren, welche uns sofort unter Feuer nahmen.

Die Abenddämmerung war indessen hereingebrochen und langsam verstummte das Feuer. Es war ein wunderschönes, grausiges Schauspiel, das sich am Himmel abspielte, als sich die Schrapnells am nächtlichen Himmel mit ihren Feuerflammen abhoben. Das Feuerwerk war um circa 6 Uhr beendet und wir warteten auf die Nächtigungsabfertigung.

Auf dem Marsche zur Nächtigungsstation.

Diesmal ließ sie lange auf sich warten. Erst gegen 9 Uhr kam sie. Weit und breit war kein Dorf zu sehen. In einem einsamen Bauernhaus, das wir entdeckt hatten, hatten sich ungefähr dreißig unserer Leute zusammengedrängt, um inzwischen in der armseligen Bauernstube ein wenig Schutz vor der grimmigen Kälte zu finden. Endlich kam der langersehnte Nächtigungsbefehl — aber wie lautet er! Wir mußten noch etwa 6 Kilometer weiter marschieren, bis zum äußersten rechten Flügel, in unmittelbarster Nähe des Feindes. Wir wurden nun zwar in der Nacht nicht belästigt, doch war die Situation äußerst ungemüthlich, da wir in unserer rechten Flanke starke feindliche Kavallerie wußten. Der Marsch in unsere Nächtigungsstation war auch darum äußerst unangenehm gewesen, weil wir einen großen Wald passieren mußten, der von vielen Wegen durchzogen war, und weit und breit kein Führer aufgetrieben werden konnte. Nur durch einen Zufall waren wir endlich auf ein Jägerhaus gestoßen; da trommelten wir den Jäger heraus und ließen uns von ihm den Weg zeigen; um ungefähr ½1 Uhr Nachts erst kamen wir in unserer Nächtigungsstation, einem kleinen Dorf, namens Praikuv, an. Unsere Küchen folgten gen 5 Uhr Früh nach. Wir nahmen also zum Frühstück das Mittagessen ein; doch schon um 6 Uhr kam wieder Befehl zum Abmarsch, und wir bezogen unsere am Abend vorher innegehabte Positionen.

10,000 Gefangene an einem Tage.

Auf der ganzen Linie bis Lenczicza hinauf war bereits heftiger Kanonendonner hörbar. An diesem Tage entwickelte sich eine besonders heftige Schlacht. Stellenweise war der Horizont buchstäblich durch Schrapnells und Granaten verhüllt. Die Russen leisteten starken Widerstand und schienen um keinen Preis ihre Linien aufgeben zu wollen. Um 4 Uhr Nachmittags machte sich in unserer rechten Flanke das Vordringen eines russischen Korps bemerkbar, so daß wir um etwa zehn Kilometer zurückgehen mußten, um der Uebermacht des artilleristischen Feuers auszuweichen. Doch um ½6 Uhr schon in vorgeschrittener Dämmerung, griff ein rechtzeitig eingetroffenes deutsches Korps in unserer rechten Flanke mit besonders schweren Batterien in das Gefecht ein, und so brachten wir das Vordringen des Gegners zum Stehen. Kaum waren die deutschen Batterien indessen auf ihre Stellungen aufgefahren, bekamen sie Feuer. Die erste feindliche Lage saß zwar um etwa hundert Meter zu weit, die zweite Lage aber mitten in den Batterien. Dem Kommandanten fiel sofort die ausgezeichnete artilleristische Leitung der Russen auf, und nachdem er seine Stellung verändert hatte, ordnete er eine gründliche Durchsuchung der in der Nähe gelegenen Häuser an. Ungefähr 500 Meter von den deutschen Batterien befand sich ein Herrenhaus. Der Kommandant ließ auch dieses genau durchsuchen, und wer beschreibt die Ueberraschung, als man unten im Keller den Herrn und die Frau des Hauses am Telephone vorfand, die den russischen Batterien über ihre Schußwirkungen genau Bericht erstatteten. Natürlich wurden Beide kriegsrechtlich behandelt. Auch sie werden kaum mehr in die Lage kommen, den Russen einen ähnlichen Dienst zu erweisen. Das Gefecht, das für uns sehr erfolgreich war, wurde um 9 Uhr Abends abgebrochen und, da wir erst um 1 Uhr Nachts in unsere Nächtigungsstation kamen, waren wir für einen ganz respektablen Nachtmarsch versorgt. Doch wurden wir, als wir die Station bezogen hatten, durch frohe Botschaft belohnt. Wir bekamen nämlich die Meldung, daß das Resultat des heutigen Tages darin gipfle, daß die deutschen Truppen um ungefähr 25 Kilometer vorgerückt waren und daß wir an diesem Tage allein 10,000 Gefangene gemacht und zahlreiche Geschütze erbeutet hatten.

Die Stimmung unserer Truppen ist trotz des schlechten Wetters immer eine ausgezeichnete. Es fehlt unsern Leuten weder an guter Verpflegung, noch an warmer Kleidung, und unsere braven Dragoner, Hannaken, Nordmährer und Schlesier, sind findige, fesche Burschen, die sich schon etwas zum Essen zu holen wissen, wenn der Train etwas länger auf sich warten läßt, als es ihrem Magen paßt.

Am 20. November mußte ich das Schlachtfeld verlassen. Doch weiß ich, daß ich schon in wenigen Tagen wieder zu meinen braven Leuten zurückgehen werde, und ich freue mich, mit ihnen zu neuen schönen Erfolgen eilen zu können.

Auf dem Schlachtfelde von Soldau.

Copyright, 1914, Leipziger Ill. Zeitung.

Deutsche und österreichisch-ungarische Kavallerie im Kampf mit Russen.

Die Belgier und ihre Verbündeten

Ein beurlaubter, belgischer Offizier, der in den Kämpfen um die Bahn Nieuwpoort-Dixmuiden verwundet und nach mehreren Leidensstationen im Hospital von Eu untergebracht wurde, machte dem Berichterstatter des Berliner „Tag" einige interessante Mittheilungen:

Mit 54 Offizieren, worunter sich zwei Generalleutnants befanden, wurde ich hinter die Gefechtslinie gebracht. Wir erlitten starken Blutverlust und mußten acht Stunden warten, da wir verlangten, man möge zuerst den Schwerverwundeten helfen. Die Kämpfe, an denen sämmtliche belgische Streitkräfte theilgenommen hatten, übertrafen an Wildheit und Erbitterung alle früheren Gefechte, selbst die furchtbaren Schlachten bei Tongeren und Mecheln. Wir warfen die Kappen fort und führten unsere Truppen mit gezücktem Säbel in den Kampf. Beim Aufeinanderprallen der Streiter griffen wir selbst zum Bajonett eines Verwundeten und hieben mit den Mannschaften darauf los. Unsere Reihen waren nach diesem Treffen stark gelichtet, aber die Anerkennung Joffres, der damals im Hauptquartier war, beglückte uns. Wir wurden als Helden gefeiert — leider als besiegte Helden. Die Hauptschuld an unserer Niederlage trug die schlechte Verständigung mit den Soldaten. Wir sprachen nur Französisch, die Mannschaften nur Flämisch. Das gab oft ein gräßliches Durcheinander. Vor unserm Abtransport nach Saint-Omer besuchte uns König Albert. Er sah sehr ermüdet und todtenblaß aus. In seinen Worten lag wenig Zuversicht, doch er sprach die Hoffnung aus, daß die Verbündeten den Sieg erringen würden. „Kommt bald wieder, liebe Kameraden, wir warten mit Ungeduld auf eure Wiederherstellung", war sein Abschiedsgruß.

Auf der Fahrt nach Saint-Omer erkannten wir, wie nöthig Belgien seine Vertheidiger braucht, alle Lazarette waren überfüllt mit belgischen Mannschaften. Es ging den Armen sehr schlecht. Die Nahrungsmittel ließen auf sich warten. „Alles an die Front!" lautete der Befehl. Zufuhrkolonnen kamen vorüber, aber den Belgiern brachten sie nichts. Hunderte gingen zu Grunde und wurden auf französischem Boden begraben. Man pferchte unsere Mannschaften mit den unzivilisirten Kolonialtruppen zusammen. Es war ein ekelerregender Anblick. Die Schwarzen verstopften sich ihre Wunden mit Sand, sogen sich gegenseitig das Blut aus dem zerrissenen Fleisch. Viele von ihnen waren irrsinnig und sprangen aus den Wagenfenstern, was man ruhig geschehen ließ. In Saint-Omer ging alles drunter und drüber. Die Bevorzugung der „Verbündeten" empörte uns dermaßen, daß wir uns weigerten, die für uns bestimmten, nebenbei bemerkt, vor Schmutz starrenden Räumlichkeiten zu beziehen, ehe nicht den belgischen Mannschaften ein menschenwürdiges Obdach gewährt würde. Es kam zu Streitigkeiten, die ein bedenkliches Licht auf das brüderliche Einvernehmen unter den Verbündeten warfen. Saint-Omer ist ein starker Waffenplatz, in dem es mehr verwundete als kampffähige Soldaten giebt. Die Stimmung ist sehr gedrückt. Schon längst haben die Einwohner von dieser Stadt Abschied genommen. Alle Häuser sind von der Heeresleitung in Beschlag genommen. Die Ueberwachung ist sehr streng. Als wir ankamen, erzählte man uns, daß eben drei deutsche Spione erschossen worden seien. Zur Abwehr von Luftangriffen, die hier furchtbares Unheil anrichten könnten, sind ganz neuartige Vorkehrungen getroffen worden. Vebrines und Paulhan halten hier die Wacht. Paulhan, der bei einem Erkundungsfluge von einer feindlichen Kugel leicht verwundet wurde, ist wiederhergestellt.

Je weiter wir uns vom Kampfgebiet entfernten, desto trauriger sah es aus. Die französischen Verluste müssen unheimlich groß sein. Es giebt kein Dorf, wo nicht Rothlazarette errichtet sind. In Abbeville und Umgebung liegen 85,000 Verwundete. Die Picardie heißt im Volksmunde: „Frankreichs Hospital". Ich glaube nicht, daß man in Paris, Bordeaux, Lyon, Marseille eine Ahnung von der wahren Lage hat, sonst wäre die Siegeshoffnung ernstlich erschüttert. Alle französischen Offiziere, die ich sprach, legten mir mit thränenerstickter Stimme das Geständnis ab: „Unsere brave Armee wird langsam, aber sicher ermordet. Wir werden uns nicht ergeben, bis zum letzten Mann ausharren. An einen Sieg zu glauben, ist Thorheit. Frankreich stirbt an diesem Verzweiflungskampf." In Eu sprach ich mit einem französischen Obersten, der die Kämpfe bei Quesnay mitgemacht hatte. Was er über Joffre sagte, kann ich Ihnen nicht wiederholen, aber aus seinen Bemerkungen ging hervor, daß die französischen Heerführer Castelnau und Sarrail dem Generalissimus den Platz streitig machen. Noch ein ernster Schlag, und Joffre tritt zurück. Daß es um die sanitären Einrichtungen sehr schlecht steht, ist ein offenes Geheimnis. Die Aerzte fügen sich in ihr Schicksal und huldigen dem Grundsatze, Schwerverwundeten durch narkotische Mittel den Todeskampf schmerzlos zu gestalten. Auf meiner Fahrt nach Holland stellte ich fest, daß Handel und Verkehr im Paß de Calais gänzlich darniederliegen. Es fehlt an Dienstpersonal. Eisenbahnunfälle gehören zu den alltäglichen Erscheinungen. Kein Mensch regt sich mehr darüber auf. Auffallend groß ist der Andrang in den Kirchen. Die Bretagne liegt auf den Knien und betet zum Erlöser, daß er dem schrecklichen Krieg, der Strafe für Frankreichs Gottlosigkeit, recht bald ein Ende machen möge.

Der belgische Offizier begiebt sich nach seiner völligen Wiederherstellung nach Fécamp, wo drei Freiwilligen-Regimenter ihre Ausbildung erhalten.

Blutbad unter den Russen in Täbrid. Aus Konstantinopel wird Ende November der „Frankfurter Zeitung" gemeldet: Nach einer der hiesigen persischen Botschaft zugegangenen Depesche war Täbris, die Hauptstadt der persischen Provinz Asserbeidschan, der Schauplatz eines furchtbaren Blutbades. Mehrere persische Kurdenstämme überfielen die in Täbris weilenden Russen, 2000 an der Zahl, die sämmtlich erschlagen wurden.

Oesterreichisch-ungarische Batterie-Telephonstellung im Feuer in einem galizischen Dorfe.

Psychisch-nervöse Störungen in Kriegszeiten. Von vornherein hatte man geglaubt, daß bei der modernen Kriegführung Psychosen zahlreicher als früher auftreten würden. Diese Annahme ist aber bis jetzt nicht ganz zutreffend. Dr. Wollenberg theilt die hierher gehörigen Kranken in drei Gruppen ein: 1. solche, die schon in der Mobilmachung zusammenbrachen; 2. solche, die während der kriegerischen Operationen und 3. solche, die erst später, nachdem sie daran theilgenommen hatten, erkrankten. Zu der ersten Gruppe gehören ganz besonders die Alkoholpsychosen. In der zweiten Gruppe finden sich Schreckpsychosen, Folgen von sogenanntem Hitzschlag, hysterische Erscheinungen, traumatische Neurosen. Bei der dritten Gruppe sieht man auffällig viel Hyperästhesien. Die Frage, ob es eine reine Kriegspsychose giebt, ist zu verneinen. Ursächlich kommen in Betracht die plötzlichen Veränderungen der Lebensweise, besonders bei Reservisten und Landwehrmännern, ferner die Entbehrungen und Ueberanstrengungen des Dienstes.

Die Deutschen in Australien. Einem am 22. Aug. geschriebenen Brief eines in englischen Diensten stehenden Deutschen in Brisbane entnehmen wir, daß der Premierminister von Queensland, Herr Lenham, sofort nach Ausbruch des Krieges in der Presse eine Aufforderung zum Schutze der in Australien lebenden Deutschen erließ und ihnen mit strenger Hand seinen Schutz gegen persönliche Beleidigungen und feindliche Beschädigung ihres Besitzes angedeihen ließ.